



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus gutem Hause

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

standen, auf dessen Marmortreppen und Bildsäulen die Glut der Abendsonne niedersank, ertönte mit einemmal irgendwo aus der Höhe eine Orgelmelodie. In solchen Augenblicken vergiftet man wohl das Unchristliche, das sich auf dieser Stätte abspielt; menschliche Schwächen, die das Mönchtum mit der übrigen Menschheit teilt, treten aus dem innern Gesichtskreis zurück, und wir geben uns dem süßen Zauber der vereinigten Künste der Architektur, der Malerei und Musik in dem Gedanken an das Urchristentum hin, das hier rang, jauchzte, betete, sang, singend und betend und predigend mit den Steinen, die das Blut der Märtyrer benetzte.

Und dann kehren wir in die traurige Wirklichkeit, in das Leben der Campagna zurück, über die die Nacht gespenstische Schatten gebreitet hat. Ein schmaler roter und darunter ein grüner Streif blieben als Abschiedsgruß der Sonne, gespiegelt in nahen und fernen Tümpeln und Wasserläufen. Von Meilenstein zu Meilenstein unterbricht ein Keisigfeuer nach dem andern die Dunkelheit und malt die beweglichen Gestalten von Kindern silhouettenartig an den hellen Lichtkreis. Trotz der Malaria stehn einzelne zerfallne Hütten an der Landstraße. Hat man die Thür geöffnet, oder ist gar keine vorhanden, so sieht man auch drinnen in dem einzigen Wohnraume glühende Kaminloche und davor die Eltern kauern und vielleicht ein schönes Römermädchen sich geschäftig bewegen. Aber die Kinder, die wir mit kleinen Münzen beschenken, betrachten wir uns näher. Aus bleichen oder gelben Gesichtern, deren edle Linien wie überall im Lande die alte Kulturasse verraten, schauen uns tiefschwarze oder braune Augen klug und lieb und doch so an, daß man nicht erst den Blick auf die zerklumpte Kleider zu werfen braucht, um von dem Elend und der Verümmerung dieses Volks überzeugt zu sein. Und gerade die schrille Disharmonie zwischen dieser unter dem Sumpffieber vegetierenden Not und dem Reichtum der benachbarten Mönche enthüllt uns ganz deren Unfruchtbarkeit für die Mitwelt trotz des malariazerstörenden Eukalyptuswaldes, dessen Segen die arme Bevölkerung der Campagna kaum zu spüren bekommt.



Aus gutem Hause



as Kind lernt nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Mit diesen Worten verurteilt Schiller in seinen Vorlesungen über „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon“ die vielgerühmte spartanische Erziehung. Daß diese lediglich auf die Liebe zum spartanischen Stillstandsstaate hinielte, war ein Fehler, der sich gerächt hat; zugleich war es aber ihre Entschuldigung; denn der Lykurgische Staat galt den Zeitgenossen für etwas Vollkommenes, und jedes ihm gebrachte Opfer deckte der hohe Begriff der Vaterlandsiebe.

Nichts ähnliches deckt das Opfer, das den Kindern unzähliger reicher wie armer Häuser seit den Zeiten Lykurgs bis auf den heutigen Tag aus Bequemlichkeit, Pflichtverschulden oder Lieblosigkeit auferlegt wird. Vergebens mahnt die Schule: Die eigentliche Erziehung ist Sache der Eltern, ist Sache des Hauses; Ordnung-

sinn, Reinlichkeit, Wahrheitsliebe, Ehrfurcht — von dem Beispiele der Eltern müssen sie auf das Kind übergehen; die Liebe zu dem Hause, zu den Eltern, zu den Geschwistern ist der einzige Boden, der nachhaltige Ernten verspricht. Vergebliche Mahnungen! — Und doch — wie dürftig kann ein Hauswesen bestellt sein, ohne daß der Geist, der es erfüllt, darunter zu leiden braucht! Ein Versuch, diese Wahrheit, die so häufig bezweifelt wird, zu erhärten, sei im Folgenden gemacht. Zu Grunde gelegt werden ihm aus der sehr empfehlenswerten Lebensbeschreibung des schottischen Schriftstellers Thomas Carlyle die Schilderungen, die er selbst über seine Eltern und seine Kindheit entworfen hat. Für die Leser, denen nicht schon Näheres über ihn bekannt ist, sei hier kurz gesagt, daß Thomas Carlyle als der älteste Sohn der zweiten Frau eines Maurers Namens James Carlyle im Jahre 1795 in einem kleinen dürftigen Marktflecken Schottlands geboren wurde. Er zeigte früh ungewöhnliche geistige Fähigkeiten, und so gewann es der Vater über sich, ihn im Alter von zehn Jahren auf die höhere Schule des Städtchens Annan zu schicken. Das wurde den Eltern nicht leicht, denn ihre Kinderzahl war allmählich auf neun Köpfe gewachsen. Auf der Universität Edinburg mußte sich der junge Student denn auch nach Möglichkeit selbst durchhelfen. Er hat sich später als Hauslehrer Bekanntschaften und Verbindungen verschafft, die seinen Studien zu statten kamen, hat dann das Wagnis unternommen, sich als vermögensloser Schriftsteller zu verheiraten, hat lange Jahre sich und seinem Weibe die größten Entbehrungen auferlegen müssen, ist aber endlich durch den geistigen Gehalt seiner Schriften zu hohem Ansehen gelangt und im Alter von 85 Jahren, von ganz England betrauert und als „Weiser“ bewundert, aus dem Leben geschieden.

Sieben Jahre vor seinem Tode hatte er das Großkreuz des Bath=Ordens abgelehnt, ebenso eine königliche Pension. Seine Einkünfte reichten seit längerer Zeit für die Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse aus. Ohnehin war Kaiser Wilhelm schon zu Anfang desselben Jahres der Königin Viktoria und ihrem Orden durch Übersendung des von Friedrich dem Großen gestifteten Ordens pour le mérite zuvorgekommen. Diese Auszeichnung hatte Carlyle angenommen, war sie ihm doch als Anerkennung seines großen Geschichtswerkes über Friedrich den Großen versehen worden.

Aber mehr noch mag ihn gefreut haben, daß unser eiserner Kanzler die Gesinnungen, die ihm Carlyles schriftstellerische Thätigkeit eingefloßt hatten, in einem Briefe zu Carlyles achtzigjährigem Geburtstage eigenhändig ausdrückte, wobei es gleichgiltig war, daß er ihn aus Irrtum als Siebzigjährigen ansprach.

So lautet Bismarcks Schreiben:

Berlin, 2. Dezember 1875.

Hochgeehrter Herr!

Die Feier Ihres siebenzigsten Geburtstages geht auch Deutschland an, und Ihnen darf ich das ja in meiner Muttersprache sagen. Wie Sie bei Ihren Landsleuten Schiller eingeführt, so haben Sie den Deutschen unsern großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt wie eine lebende Bildsäule hingestellt. Was Sie vor langen Jahren von dem „heldenhaften“ Schriftsteller gesagt, er stehe unter dem edeln Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich an Ihnen selbst erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie sich des Geschaffnen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle. Empfangen Sie mit einem herzlichen Glückwunsch die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

gez. Fürst v. Bismarck.

So viel über die allseitige Schätzung und die hohe Bedeutung, zu der sich der Barfußler aus dem schottischen Marktstücken im Laufe seines rastlos arbeitenden Lebens emporgearbeitet hatte. Jetzt etwas über die Häuslichkeit, deren Nachwirkungen ihm den rauhen Weg der unbeugsamen Wahrhaftigkeit in Wort und Handlung vorzeichneten.

Ecclefechan, wo Carlyle geboren wurde, besteht aus einer einzigen Straße, an deren Seite damals ein offener Bach floß. Der Eindruck ist, wie der der meisten schottischen Städte, kalt, aber reinlich und ordentlich, und überall tritt eine gewisse Sparsamkeit und Genügsamkeit zu Tage. Die Häuser sind einfach; das, worin die Carlyles wohnten, konnte allein auf einige Originalität Anspruch machen. Dem Anschein nach nämlich ein einziges Haus, ist es in der That ein durch einen Thorweg geteiltes Doppelhaus. James Carlyle, Thomas Carlyles Vater, bewohnte einen Teil, und sein Bruder, der mit ihm dasselbe Handwerk trieb, den andern. Der Vater beider, der alte Thomas, dessen Lebenslicht dem Erlöschen nahe war, zog von seinem kleinen Bauerngute zu ihnen. James wurde ein entschieden religiöser Mensch. Er hatte einen Onkel mütterlicherseits, Namens Robert Brand, dessen Rat und Beispiel ihn beeinflussten; Brand war ein energisch frommer Mann, nach strengem, presbyterianischem Zuschnitt. Von ihm erhielt James eine bestimmte Richtung und wurde ein „Bürger“, das heißt Mitglied einer Sekte, die sich von der Staatskirche als nicht ernst genug losgesagt hatte. Sie hatte ihr bescheidenes, strohbedecktes Versammlungslokal und als Prediger einen John Johnstone, von dem Carlyle selbst später seinen ersten lateinischen Unterricht erhielt. „Der geistlichste Mann, sagt er, den ich je in einer kirchlichen Verkleidung zu sehen das Glück hatte. Diese Bauernvereinigung, das kleine, strohbedeckte Haus und der schlichte Evangelist zusammen machten eigentlich die Kirche des Distrikts aus. Sie wurde vielen zum Segen und zum Heil, und auch in mir leben die frommen, himmlischen Einflüsse fort. In jenen Tagen gab es wirklich einen Lehrer des Volkes. Jetzt schläft er nicht weit von meinem Vater, der ihm einen Gedenkstein im Kirchhofe zu Ecclefechan errichtet hat: Lehrer und Schüler neben einander. Selig, ich wiederhole es, sind die Toten, die in dem Herrn schlafen.“

In seinen besten Jahren verdiente James Carlyle bis zu hundert Pfund; in seinen schlechtesten immer noch den für einen sparsamen und klugen Mann, wie er war, ausreichenden Lohn eines Handwerkers. Als die Kinder größer wurden, liefen sie barfuß umher, waren aber reinlich gekleidet und wurden mit Haferbrei, Milch und Kartoffeln großgezogen. Thomas lernte von seiner Mutter lesen, und zwar so früh, daß er sich dessen nicht genau erinnern konnte; als er fünf Jahre alt war, lehrte ihn sein Vater rechnen und schickte ihn mit den andern Dorfkindern zur Schule. Erziehung ist eine Leidenschaft in Schottland. Es ist der Stolz jedes ehrenhaften Bauern, falls er einen irgendwie begabten Sohn hat, ihm die Gelegenheit, sich zum Gelehrten auszubilden, zu verschaffen. Schon als Kind mußte Carlyle bewiesen haben, daß etwas Ungewöhnliches in ihm lag. Der Schulmeister in Ecclefechan gab einen günstigen Bericht über seine Fortschritte im Rechnen ab; der Prediger gab ihm ein gutes Zeugnis im Lateinischen. Nun Tom, da dein Onkel Frank gesteht, daß du ein besserer Rechenkünstler bist als er selbst, bereue ich nicht, dich zur Schule geschickt zu haben, sagte sein Vater eines Tages zu ihm. Man beschloß, ihn nach Annan auf die höhere Schule zu schicken und von da, wenn er Fortschritte machte, auf die Universität, mit der Absicht, einen Theologen aus ihm zu machen.

Er war ein scheuer, gedankenvoller Knabe, der sich am liebsten von seinen

rohen Gespielen zurückzog. Daneben aber offenbarte er das heiße Blut seiner Familie. Da ihm seine Mutter, die natürlich um ihn besorgt war und wahrscheinlich diese Familienneigung fürchtete, beim Abschied das Versprechen abgenommen hatte, niemals einen Schlag zu erwidern, so waren, wie zu erwarten stand, seine ersten Schulerfahrungen äußerst traurig. Carlyle behielt bis zum Ende seiner Tage eine schmerzliche und ihn tief verstimmende Erinnerung an diese seine Schulerfahrungen bei. Er hatte seiner Mutter Bitten gehorcht. An Mut zwar fehlte es ihm nicht, Mißhandlungen abzuwehren; aber sein Versprechen war ihm heilig. Endlich konnte er seine Lage in der Schule nicht länger ertragen, er wandte sich gegen den Quälgeist und griff ihn wütend mit Händen und Füßen an; eine Prügelei folgte, in der er zwar den kürzern zog, zugleich aber auf seinem Gegner unvergeßliche Spuren seiner Fäuste zurückließ, die seine Kameraden lehrte, ihn zu fürchten. Von Ferien hören wir nichts, obwohl um Weihnachten und im Sommer Ferien gewesen sein müssen; wenig von Schulfreundschaften und Vergnügungen.

Das Familienleben in Ecclefechan war der Entfaltung eines frühreifen Genies nicht günstig. Eitelkeit war die letzte Eigenschaft, der solch ein Mann, wie James Carlyle, Vorschub geleistet hätte, und in seinem Wesen lag eine Strenge, die jede derartige Regung auf das wirksamste unterdrückte. Außerdem fing Thomas, als er älter wurde, an, wegen der durchaus ungewöhnlichen Eigenschaften seines Vaters eine gewisse Scheu vor ihm zu empfinden. „Keiner von uns — schreibt er von ihm — wird je den kühnen, glühenden Stil vergessen, der frei seinem ungefesselten Herzen entquoll. Voller Metaphern, obschon er nicht wußte, was Metaphern waren, mit allen möglichen Kraftworten, die er sich aneignete und mit erstaunlicher Affektuosität anwandte; kurz, energisch, bündig, klar, nicht in ehrgeizigen Farben, sondern im weißen Sonnenlichte schimmernd, gab uns seine Rede den vollkommensten Ausdruck seiner Ideen. Ihn habe ich, wie niemand sonst, emphatisch reden hören. Im Zorn brauchte er der Schwüre und Flüche nicht; seine Worte selbst waren wie scharfe Pfeile, die bis ins innerste Mark eindrangen.“ Solch ein Vater war höchst wahrscheinlich geeignet, Furcht einzuflößen, und konnte sich nur langsam das Vertrauen seiner Kinder erwerben. Er hatte aber seinen kleinen Tom in aller Stille beobachtet. Die Berichte von den Lehrern in Annan waren alle günstig, und als er sich nun fragte, was mit ihm anzufangen sei, neigte er sich dahin, es mit der Universität zu wagen. Die weisen Herren in Ecclefechan schüttelten ihre Häupter. „Mach einen Gelehrten aus einem Jungen — sagte einer von ihnen —, und er wird aufwachsen, um seine unwissenden Eltern zu verachten.“ James Carlyle aber hatte in dem Charakter seines Knaben etwas bemerkt, das ihn bewog, sich dieses Risiko, falls überhaupt davon die Rede sein könnte, gefallen zu lassen.

Die Universitäten nördlich vom Tweed boten in jenen Jahren wenig mehr als eine bloße Zucht in der Armut und in der Genügsamkeit. Die jungen Männer, die sie besuchten, waren meistens Kinder von Eltern, so arm wie Carlyles Vater. Sie wußten, mit welchen Opfern die Ausgaben ihres Universitätslebens, so verhältnismäßig gering sie auch waren, verbunden sein mußten, und sie verließen ihre Heimat mit dem festen Entschluß, ihre Zeit möglichst auszubeuten. Nur fünf Monate konnten sie jährlich Kollegen hören; während der übrigen Zeit unterrichteten sie entweder selbst, oder halfen daheim in der Landwirtschaft, um für ihren eignen Unterricht zu bezahlen. In der Regel war jeder Student das talentvollste Glied seiner Familie, und man setzte das größte Vertrauen auf ihn. Obwohl noch ganz Knaben im Alter von vierzehn Jahren, wurden sie doch schon nach Glasgow oder

Edinburg, oder wohin es sonst war, gesandt. Weder auf ihrer Reise noch nachher nahm sich irgend jemand ihrer an. Sie wanderten zu Fuß, da die Post ihnen zu teuer war; sie suchten sich ihr eignes bescheidenes Logis und waren, was ihre Lebensweise anbetrifft, ganz und gar auf sich selbst angewiesen. Der Frachtfuhrmann brachte ihnen Hafermehl, Kartoffeln und gesalzne Butter aus der Heimat, gelegentlich wohl auch, als etwas ganz Besondres, ein paar Eier. Bei ihren sparsamen Gewohnheiten brauchten sie keine andern Lebensmittel. Wenn der Frachtfuhrmann zurückfuhr, so schickten sie Wäsche zum Waschen und Ausbessern an ihre Mütter. Ihre Armut schützte sie vor den Versuchungen zu einem lasterhaften und vergnügungssüchtigen Leben. Sie schlossen ökonomische Freundschaften; sie teilten ihr Frühstück und ihre Gedanken mit einander und hatten ihre Verbindungen zum Zweck der Unterhaltung und des Debattierens. Waren die Vorlesungen zu Ende, so gingen sie zusammen nach Hause, da jeder Distrikt sein besondres kleines Kontingent studierender Jünglinge stellte; und da man sie auf dem Wege recht gut als Studenten kannte, so fehlte es ihnen nicht an freundlicher Aufnahme. So sah das Leben aus, das Carlyle jetzt zu beginnen im Begriff stand. Es war das Wintersemester 1809. Edinburg ist beinahe hundert englische Meilen von Ecclefechan entfernt. Er marschierte, wie die übrigen auch, zu Fuß, und zwar unter der Obhut eines Jünglings Namens „Tom Smail,“ der zwei oder drei Jahre älter war als er und deshalb als ein genügender Schutz galt.

Von Carlyles Mutter ist bis jetzt wenig die Rede gewesen. Dennoch übte sie durch ihr warmes Herz auf ihn fast noch einen größern Einfluß aus, als sein Vater durch den Ernst und die kräftige Männlichkeit seines ganzen Wesens. Nachdem Toms Studium soweit gediehen war, daß er eine Weile von dem Erlernten wieder abzugeben vermochte, schlüpfte er im Alter von etwa zwanzig Jahren in ein Schulamtchen zu Kirkaldy hinein. Frau Carlyle konnte zu der Zeit kaum schreiben. Sie lernte es erst spät im Leben, um das Vergnügen zu haben, mit ihrem Sohne in Verbindung bleiben zu können. Sie war eine strenge Calvinistin und wachte mit der liebevollsten Sorge über das geistige Wohl ihrer Kinder und ihres ältesten ganz besonders. Es war die Hoffnung ihres Lebens, ihn auf der Kanzel zu sehen — als „Priester,“ wie sie sich ausgedrückt haben würde, und sie war schon jetzt bei dem Gedanken beunruhigt, daß er möglicherweise keine Neigung zu dem Berufe verspüren möchte. „Lieber Sohn — schrieb sie ihm am 10. Juni 1817 —, ich ergreife diese Gelegenheit, dir ein paar Zeilen zu schreiben, da sie mir kein Porto kosten. Ich sehne mich danach, mit dir zu plaudern, und freue mich auf den Augustmonat, in der Erwartung oder doch Hoffnung, dich wiederzusehen. O, Tom, benutze die goldne Zeit der Jugend und gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend! Suche Gott, da er gefunden werden mag. Rufe ihn an, denn er ist nahe. Wir hören, daß die Welt in ihrer Weisheit Gott nicht erkannte. Bitte um seine Gegenwart und um seinen Rat zu deiner Führung. Hast du die Bibel schon durchgelesen? Wenn dem so ist, lies sie noch einmal. Wir schicken dir ein Stück Schinken und eine Kleinigkeit Butter; da das, was du davon noch hattest, sicherlich schon längst aufgezehrt sein wird. Schreibe uns in deinem nächsten Briefe, ob du noch irgend etwas bedarfst. Gute Nacht, Tom; es ist sehr stürmisch, und ich muß in den Stall zum Melken. Noch einmal, Tom, vergiß nicht, mir über dein Bibellesen zu schreiben. Nichts weiter von deiner alten Minnie.“

Carlyle hatte um diese Zeit den Gedanken an die Theologie aufgegeben; und zwar war es dabei nicht ohne Kampf abgegangen, denn es war sowohl seines

Vaters als seiner Mutter Lieblingswunsch gewesen. Aber die „ernsten prohibierenden Zweifel,“ die von selbst in ihm aufgestiegen waren, wurden noch gestärkt durch Gibbon, den er in Irvings Bibliothek gefunden und eifrigst verschlungen hatte. Er empfand niemals auch nur die geringste Neigung zu einem solchen Beruf, und sein Vater, obwohl sehr enttäuscht, war ein zu aufrichtiger Mann, als daß er ihm auch nur das kleinste Hindernis in den Weg gelegt hätte. Die Schulmeisterei wurde ihm ebenfalls nach einer Erfahrung von zwei Jahren unerträglich.

So sah er denn ein, daß es jetzt vor allem seine Pflicht sei, sich durch emsige Lektüre und Erweiterung seiner Sprachkenntnisse für den ihm immer schon als seine eigentliche Lebensaufgabe erschienenen Schriftstellerberuf vorzubereiten. Die Mutter über dieses ihr unverständliche Vorhaben zu beruhigen wurde ihm nicht leicht gemacht, denn die Bibel schien ihr nach wie vor das einzige Buch, aus dem wirklich etwas Nachhaltiges zu lernen sei, und doch hatte Thomas, trotz seiner eignen Vorliebe dafür, ihren Bitten und Ermahnungen nur ungenügend Folge leisten können. So schrieb er: „Ich fürchte fast, ich habe das beste aller Bücher, das du mir empfohlen hast, nicht sehr regelmäßig gelesen. Gestern abend jedoch studierte ich in meinem Lieblingsbuche Hiob, und ich hoffe es in Zukunft besser zu machen. Ich bitte dich, mir zu glauben, daß ich aufrichtig wünsche, ein guter Mensch zu sein, und obschon wir in einigen unwesentlichen Einzelheiten verschiedener Meinung sind, so hege ich doch das feste Vertrauen, daß dieselbe Allmacht, die uns mit unvollkommenen Fähigkeiten erschuf, die Irrtümer eines jeden verzeihen wird, der Wahrheit und Gerechtigkeit mit einfältigem Herzen sucht.“ Das hinderte die besorgte Mutter aber nicht, auf ihre Bitte bei jeder schicklichen Gelegenheit zurückzukommen. So schreibt sie: „Ich sende dir etwas Butter und ein paar Kuchen mit der Kiste, die deine Wäsche zurückbringen soll. Schicke alles, damit ich es waschen und nachsehen kann. Schreibe mir einen langen Brief; es erquickt mich immer so sehr, und sage mir ehrlich, ob du morgens und abends dein Kapitel ließt. Bedenke, ich halte dich, wenn auch nicht bei der Hand, so doch beim Fuß. Sag mir auch, ob du noch irgend etwas besonders nötig hast.“

Allmählich beruhigt sich die Mutter, sie glaubte seiner Versicherung, daß die Unterschiede zwischen ihr und ihrem Sohne lediglich Verschiedenheiten des Ausdrucks seien, nicht der innern Überzeugung. Und nun er für eine von ihm besorgte Übersetzung (Regentres Grundsätze der Geometrie) bare fünfzehn Guineen erhalten hatte, sah Papa Carlyle auf seinen Sohn sogar mit mühsam unterdrücktem Stolz. Hier zeigte sich aber auch, wie sehr bei des Sohnes Ringen nach einigen klingenden Erfolgen der Wunsch, sich seinen Eltern dankbar bezeigen zu können, mitbestimmend war. Der erste Gebrauch, den Carlyle von seinen verbesserten Finanzen machte, war der, daß er seinem Vater eine Brille, seiner Mutter ein kleines Goldstück schickte, „um Schmalhans aus der Küche fern zu halten.“ „Du wirst mir sagen — schrieb er dazu —, daß ich arm bin, und daß ich selbst so wenige von diesen Goldstücken besitze; aber nach und nach werde ich reichlich genug haben, und selbst wenn ich nur eins besäße, sähe ich nicht ein, auf welche Weise ich mehr Vergnügen damit erkaufen könnte, als indem ich es mit dir teilte.“

Vater und Mutter waren nicht Carlyles einziger Gedanke. Sein Bruder Jack arbeitete fleißig auf der Schule mit der Hoffnung, daß er Mittel und Wege finden würde, um medizinische Vorlesungen in Edinburg zu hören. Es fehlte Carlyle nicht an gutem Willen, wenn auch an der Möglichkeit, die Kosten dazu auf sich selbst zu nehmen. Er wartete aber auf eine Gelegenheit und ermutigte seinen Bruder unterdessen, mit aller Energie in seinem Fleiße auszuharren. In

solchem Sinne schreibt er ihm: „Wenige so stille Dinge in der Natur haben so viel von dem Göttlichen an sich, als das Schauspiel eines armen, aber ehrenhaften Jünglings, dem trotz aller Entmutigungen um ihn her die Hoffnung in der Brust nicht erstickt, und der sich, sozusagen, die Rüstung schmiedet, womit er die Hydras dieser Welt angreifen und überwinden und sich selbst in gehöriger Zeit einen Wohnort in den sonnigen Gefilden des Lebens erkämpfen soll. Wie von jeder andern Tugend, so kann auch von dieser Anstrengung gesagt werden, daß sie ihren Lohn in sich selber trägt, selbst wenn der Erfolg sie nicht krönen sollte.“ Unter vielen Anstrengungen und Opfern ist es Carlyle gelungen, seinem Bruder über die großen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die ein unbemittelter Student beim Studium der Arzneikunde zu überwinden hat. Jack ist als gut gestellter Arzt in hohem Alter gestorben.

Wenn es, wie vorhin erwähnt worden ist, den beschwichtigenden Versicherungen Carlyles gelungen war, seine Mutter in Beziehung auf seine Rechtgläubigkeit zu beruhigen, so geht doch aus vielen seiner Äußerungen hervor, wie sehr ihn selbst danach verlangte, sich auch in religiösen Anschauungen als ihr Kind zu fühlen und nicht skeptisch ergrübeln zu wollen, was nun einmal mit allem seit Jahrtausenden darauf verwandten Menschencharfsm nicht hat ergrübelt werden können. Er war schon fast vierzig Jahre alt, als er in sein Tagebuch schrieb: „O Glauben, Glauben! Wahrlich das größte, Gott verkündende Wunder ist immer der Glaube, und jezt mehr als je. Ich sehe oft zu meiner Mutter — fast der einzigen wahrhaft gläubigen Seele, die ich kenne — mit einer Art heiliger Bewunderung auf. Lerne den Wert des Glaubens kennen! Ach, kannst du dir keinen aneignen? —“ Er scheint hiernach auch seinen Vater als nicht völlig auf dem zuversichtlichen Glaubensstandpunkte seiner Mutter stehend aufgefaßt zu haben. Dennoch hoffte Carlyle auf ein ewiges Leben; glaubte an Gott und sein treues Walten und vermochte nur nicht darüber hinaus Bekenntnissen beizustimmen, die ihm für sein Bedürfnis eignen Denkens und Sinnens zu beengend erschienen. Er mochte etwas Verwandtes aus dem ganzen selbständig gefesteten Wesen seines Vaters herausgelesen haben.

Wie sehr er ihn verehrte, geht aus dem Briefe hervor, den er im Jahre 1832 an seine Mutter und seine Geschwister schrieb, als der Vater das Zeitliche gesegnet hatte und ihm, dem ältesten Sohne, nun die Pflicht zufiel, zu trösten, zu raten und zu helfen. Hier nur einiges aus diesem Schreiben: „Wir werden uns nicht wiedersehen, bis wir uns in jener andern Welt treffen, wo Gott unmittelbarer gegenwärtig ist. Den Grund davon wissen wir nicht, nur das wissen wir, daß es Gottes Bestimmung und deshalb völlig gut ist. Ja, schon jezt, wenn wir nur Glauben hätten, ist unser Vater nicht von uns geschieden, sondern nur unserm körperlichen Auge entzogen. Die Toten und die Lebenden sind, das wiederhole ich mir oft, gleichermaßen bei Gott, er, der furchtbar und wunderbar und doch gut und unendlich gnädig ist, umgiebt in gleicher Weise die, die wir sehen, und die, die wir nicht sehen. . . . Noch einen Trost haben wir, der unsern Thränen die Bitterkeit nehmen wird, den größten und eigentlich einzigen Trost: daß unser Vater nicht hinweggerufen wurde, ehe er sein Werk vollbracht und getreulich vollbracht hatte. Ja, wir können mit heiligem Stolz auf unsern Vater sehen, wie er jezt im Tode daliegt, und uns sagen, daß er seine Aufgabe gut und männlich verrichtet und die Kraft, die Gott ihm gegeben, auf Wegen der Ehrlichkeit und des Wohlthuns verwandt hat. Kein Auge wird je eine hohle, trügerische Arbeit sehen, die er gethan hätte. Die Welt ist um einen wahren Mann ärmer, seit er uns genommen wurde. Wenn wir sein Leben betrachten und bedenken, mit welchen

Entbehrungen und Hindernissen er zu kämpfen hatte, und was er trotzdem wurde und verrichtete, so müssen wir dankbar sein, daß Gott ihn so weit geführt hat. O, was würde es uns jetzt ausmachen, wenn er ein König gewesen wäre? Jetzt, wo die Frage nicht ist, welchen Lohn er für seine Arbeit hatte, sondern, wie die Arbeit selbst gethan wurde. . . . Ich kann nicht bei euch sein und mit euch reden. Leset aber in der Schrift, wie ich es gethan haben würde. Leset ganz besonders im Evangelium Matthäi das Leiden, den Tod, den Abschiedssegens und das Gebet Jesu von Nazareth, und versucht zu verstehen und zu fühlen, was die „göttliche Tiefe des Leidens“ ist, und wie der Mensch selbst durch Leiden und Sünde zu Gott erhoben wird und in großer Dunkelheit ihm ein Licht aufgeht. Wenn ihr es nicht gemeinsam laut lesen könnt, so nehme jeder seine Bibel und lese für sich. . . . Ich habe den Auftrag gegeben, daß hier (bei mir in London) niemand vorgelassen werden soll, bis das Begräbnis am Freitag vorüber ist. Ich beabsichtige diese Stunden in ernstester Betrachtung und Selbstprüfung und mit Gedanken an die Ewigkeit hinzubringen. Solche Zeiten des Kummers werden uns zu diesem Zwecke gesandt. Gott klopf an unsre Herzen; die Frage ist, wollen wir ihm öffnen oder nicht? Jeden Abend werde ich an das Licht denken, das in jener Totenkammer brennt, wo unsre geliebte Schwester vor kurzem gleichfalls lag. O Gott, sei uns gnädig und versammle uns alle einst vor deinen Thron! Nach Freitag werde ich, und auch ihr müßt dasselbe thun, zu meinen weltlichen Geschäften zurückkehren, denn auch das ist eine uns von unserm himmlischen Herrn bestimmte Arbeit.“

Zur Ergänzung des schon vorhin über Carlyles Vater Gesagten noch folgendes mit den Worten des Biographen Froude; wie sehr das Haus und die dort empfangnen Eindrücke auf den berühmten Sohn dieses Hauses nachwirkten, wird dadurch nur ersichtlicher. Bemerket sei hierbei, daß nach Thomas, dem Erstgeborenen, noch drei Brüder und fünf Schwestern geboren wurden; als Kind starb nur eine der Schwestern, mit den übrigen Geschwistern hat Carlyle ein ununterbrochen inniges Verhältnis unterhalten. Hier die Stelle, die davon handelt. „Die ganze Familie wurde durch ein ungewöhnlich festes Band zusammen gehalten. Die gegenseitige Liebe war die zärtlichste, wenn sie auch nicht lediglich auf den Familienkreis beschränkt war. Freundlichkeit konnten die Carlyles wohl für andre empfinden, Liebe aber nur für ihr eignes Haus. Dazu hatte Carlyle, auch abgesehen von seinen kindlichen Gefühlen, in seinem Vater persönliche Eigenschaften der seltensten und höchsten Art entdeckt oder zu entdecken geglaubt. Obschon der alte Mann keinen Sinn für Poesie hatte, so sagt doch Carlyle mit voller Überzeugung von ihm, daß, wenn man ihn gefragt hätte, wer von beiden, sein Vater oder Robert Burns, den vortrefflichsten Verstand habe, die Antwort ihm schwer gefallen sein würde. Carlyles so angestaunter Stil war ein Produkt des Bauernhauses in Annandale. Hinter dem Verstande lag eine unbeugsame Rechtllichkeit in Wort und That, die Carlyle vor allen andern menschlichen Eigenschaften ehrte. Der Standpunkt, von dem er das Leben ansah, die unwandelbare Überzeugung, daß Gerechtigkeit und Wahrheit die einzigen Grundlagen seien, auf denen ein Leben in häuslicher wie in öffentlicher Beziehung erfolgreich und sicher begründet werden könne, hatte er von seinem Vater geerbt, und diese Überzeugung war die Wurzel alles dessen, was groß in ihm selbst war.“

Noch volle zwanzig Jahre länger lebte Carlyles Mutter, von ihren Kindern gehegt und gepflegt und der Angelpunkt insonderheit auch der liebenden Gedanken und Gefühle ihres Ältesten. Es war ihm vergönnt, der Sohn zu sein, an den die vierundachtzigjährige Greisin, ehe sie in den Todeschlaf fiel, die letzten Worte

richtete: „Ich danke dir auch vielmals.“ In seinem Tagebuch beschreibt er mit der ihm eignen Sicherheit des Ausdrucks inmitten der größten Erregtheit ihren friedlichen Hingang. Es sind Aufzeichnungen, die von recht vielen gelesen werden sollten. Was sich alles mit den Worten „Aus gutem Hause“ verbindet, tritt jedem Denkenden daraus mit besondrer Deutlichkeit entgegen. Hier zum Schluß nur einiges Wenige aus jenen Aufzeichnungen wie aus den Tagebuchblättern der nächsten Tage. „Es war sicherlich eine gute Vorsehung, die uns eine solche Mutter gab: eine gute, wenn auch strenge Vorsehung, die sie mitten aus solchem Kummer und solchen Leiden durch einen in der Erinnerung schönen Tod hinwegnahm. »Alle Tage der mir beschiednen Zeit will ich warten, bis die Zeit meiner Verwandlung kommt«, diesen und viele andre fromme Sprüche hörte man sie oft murmeln. Amen, Amen. Sonntag, den 25. Dezember 1853, ein Tag, von nun an ewig denkwürdig für mich! — Am letzten Sonntagmorgen rief die Erinnerung das Bild jener frühern Sonntagmorgen, die ich in Mainbill verlebt hatte, in mir wach: meine arme alte Mutter, mein Vater, und wir übrigen alle in Eile, zur rechten Zeit fertig zu werden, um zur Kirche in Ecclesfechan hinunter zu gehn. Es war mir unaussprechlich traurig und bedeutungsvoll. Alle sind nun dahin, alle verschwunden; ihre ärmlichen, auf Sparsamkeit deutenden Kleidungsstücke, mir kostbarer als die reichen Gewänder einer Königin oder eines Königs, ihre fromme, mühsame Arbeit, ihr ganzes »kleines Leben« ist nun dahin! Alles hat sich in jenem stillen Ozean verloren; es war »mit Schlaf umgeben«. So gehts mit allen Dingen. Die Natur und dieses große Univerjum zeigen nichts andres, wohin man blickt. Zeit! Tod! Alles verschlingende Zeit! Dieser Gedanke des Exeunt omnes, und wie dieses Menschengeschlecht dem Grafe gleicht, unerbittlich an die Zeit gebunden ist, und dann wie eine Erscheinung, wie ein Geist verschwindet: diese Thatfachen erfüllen meine Seele wie nie zuvor, obschon ich sie seit einem halben Jahrhundert kenne. — — Wie Ulysses unterhalte ich mich mit dem Schatten meiner Mutter und versenke mich, fern von der Gesellschaft und leichtem Tagesgespräch, in jenes große Reich des Leidens und der ewigen Ruhe. Gott ist groß. Ich will nicht fragen oder erraten — denn wissen konnte und kann es ja kein Mensch —, was er seinen armen Kindern der Erde bestimmt hat; etwas Edles, Gutes und Weises muß es sicherlich sein. So will ich ihm denn mit ergebener Männlichkeit entgegensehen, ohne übertriebne Furcht oder Hoffnung. Übertrieben? Ach, wie gering ist sie in mir, und wie wirklich unbeträchtlich und durch viele Schläge ziemlich unausgesetzt seit fünfzig Jahren aus mir herausgetrieben, bis ich mich völlig gebrochen und im Mörser zerstampft fühlte und sehr oft kein andres Gebet hatte, als das um Ruhe, Ruhe!

„O meine fromme Mutter! Freundliche, gute, mutige und wahrhaftige Seele, wie es keine zweite auf dieser Welt giebt! Dein armer Tom, dessen Schultage nun lange vorüber sind, ist gelähmt und geknickt auf seiner Pilgerreise, und du kannst ihm nicht helfen, ihn nicht mehr durch ein freundliches Wort aufheitern. Von deinem Grabe drüben auf dem Kirchhofe zu Ecclesfechan heißest du ihn auf Gott vertrauen, und das will er versuchen zu verstehen und danach zu handeln.“

